

Weiter leben

*Sie waren zu sechst, nun sind sie zu viert, verwundet und traumatisiert, so wie das ganze Land:
Seit dem 7. Oktober ist für die israelische Familie Bachar nichts mehr, wie es war.
Von der Kraft, die es braucht, um nach vorne zu schauen.*

Von Thorsten Schmitz, Süddeutsche Zeitung, 22.12.2023

Wenn Avida Bachar doch mal auf dem Balkon steht, sieht er Palmen, die sich im Wind wiegen, und Wüstenberge, die golden in der milden Wintersonne schimmern. Er hört die Vögel zwitschern. Da unten sieht er den Swimmingpool, leergepumpt. Die Souvenirgeschäfte, geschlossen. Den Strand und das türkisfarbene Tote Meer, menschenleer.

Eigentlich ist hier in En Bokek im Dezember Hochsaison. Seit dem 8. Oktober aber ist der Ort ein Zufluchtsort für Menschen wie Avida Bachar, der kein Tourist ist, sondern Überlebender eines Massakers.

Bachar ist die meiste Zeit drinnen, in seinem Premium-Doppelzimmer im neunten Stock des Fünf-Sterne-Hotels David. Die Palmen, das Meer, die Landschaft, interessiert ihn alles nicht. Und sowieso komme er nicht allein im Rollstuhl über die Erhöhung des Türrahmens, mit nur einem Bein, dem linken, sagt er. Das rechte haben sie ihm vor zwei Monaten amputiert. Avida Bachar erinnert sich präzise an den Tag, an dem ihm Wunden in den Körper gerissen wurden, an den „schwarzen Samstag“, wie er heute überall in Israel heißt.



Schutzraum, Kibbuz Be'eri

Bachar und seine Frau Dana liegen noch im Bett, es ist Samstag, der 7. Oktober, 6.31 Uhr, als sie von Raketenlärm geweckt werden. Bachar, 50, und seine Frau, 48, ziehen sich schnell was über, eilen die Treppe hinunter, auf den Bürgersteig vor ihrem Haus im Kibbuz Be'eri. Der rosafarbene Himmel ist voller Raketen, die über sie hinwegziehen. Aus anderen Häusern eilen Nachbarn, alle sind sich einig: Dieser Angriff aus dem Gazastreifen ist anders. Nicht wie sonst, wenn wieder ein Dutzend Raketen von dort nach Israel abgefeuert wurden und wenige Minuten später israelische Kampfhubschrauber den Gazastreifen beschossen. Früher war es danach schnell wieder ruhig. Nicht an diesem Morgen.

Avida und Dana Bachar wecken ihren Sohn Carmel, 15, und ihre Tochter Hadar, 13. Die beiden älteren Söhne sind nicht zu Hause. Die Kinder sollen mit ins Bunkerzimmer kommen, ein Raum, den es in fast allen Häusern und Neubauwohnungen in Israel gibt, um sich vor Raketeneinschlägen zu schützen. Die Schutzräume haben stahlbewehrte Türen, die man schließen, aber nicht abschließen kann – weil sie vor Raketen schützen sollen, nicht vor Terroristen. Über die Whatsapp-Gruppe des Kibbuz liest Avida Bachar gegen sieben Uhr erste Meldungen, dass Terroristen in Be'eri eingefallen sind. Man soll die Haustüren schließen, Rollos runterlassen. Carmel holt drei Messer aus der Küche, sein Vater aber sagt, „wir werden nicht kämpfen, wir müssen schauen, dass wir das überleben“.

Sie sitzen im Bunkerzimmer, in dem Hadar ihre Backbleche und Kuchenformen verstaut hat, auf einem Ikea-Sofa, als es klingelt. Sie hören, wie das Fenster neben der Haustür splittert, sie hören laute arabische Stimmen in ihrem Wohnzimmer, sie hören Schreie ihrer Nachbarn, mit denen sie eben noch auf dem Bürgersteig gesprochen hatten. Jemand rüttelt am Türgriff des Bunkers, brüllt „Allahu akbar“, mach auf, Avida Bachar brüllt zurück, auf Arabisch, „ruch!“, haut ab. Zusammen mit seinem Sohn hält er den Türgriff nach oben, ja nicht loslassen, denkt er, „lieber drinnen sterben, als ihn

öffnen“. Es ist kurz nach sieben Uhr, er hofft, dass sie jeden Moment gerettet werden. Was er zu diesem Zeitpunkt nicht wissen kann: Erst zwölf Stunden später, nach 19 Uhr, werden er und seine Tochter die Stimmen israelischer Soldaten hören. Sein Sohn und seine Frau werden tot neben ihnen liegen.

Die Hamas-Terroristen feuern mit Sturmgewehren auf die Stahlschutztür, Kugeln durchdringen sie, Avida Bachar spürt stechende Schmerzen in seinen Beinen, am Oberkörper, die Hand seines Sohnes, sagt er, „fliegt durch die Luft“. Aus ihr spritzt Blut, „wie aus einer Ölquelle“, erinnert sich Avida Bachar. Seine Tochter und seine Frau versuchen, mit einem Gürtel den Arm von Carmel abzubinden. Wieder wird auf die Tür geschossen, Avida Bachar flucht, als ihn die Kugeln treffen. Seine Frau und seine Tochter versuchen mit Geschirrtüchern, seine Blutungen zu stillen. Er lässt den Türgriff nicht los. Er weiß, wenn er aufgibt, werden sie sofort getötet.

Die Terroristen schieben einen Schrank vor die Schutzraumtür, zünden ihn an, rollen brennende Reifen ins Wohnzimmer. Sie wollen die Familie ausräuchern, sie zwingen, die Tür zu öffnen. Dichter, rußiger Rauch dringt durch die Türritzen und die Einschusslöcher. Dana Bachar öffnet das Bunkerfenster, das zwischen zwei Stahlplatten befestigt ist, einen Spalt, aber es hilft nichts, ihre Kehlen schmerzen. „Es war, als ob ich Säure trinke“, sagt Avida Bachar. Weil sie nicht auf Toilette gehen konnten, hatten sie in Hadars Backschüsseln uriniert. Sie tunken nun Handtücher in die Schüsseln, halten sie sich vor ihre Gesichter. Sie beschließen, nur noch zu flüstern, die Terroristen sollen denken, sie seien erstickt.

Hotel David, Totes Meer

27 Grad hat es an diesem Freitagmorgen, drinnen läuft die Klimaanlage. Avida Bachar schiebt sich im Rollstuhl zum Aufzug seines Hotels, er checkt die Nachrichten auf seinem Handy, obwohl er ja seit dem frühen Morgen nichts anderes getan hat, als

Nachrichten zu schauen. Er ist auf dem Weg in den Frühstücksraum. Seine Tochter Hadar, 13, liegt im zweiten Stock und schläft noch, es ist kurz nach halb elf. Sie schlafe mehr als sonst, sagt er.

Rund 12000 Menschen wohnen in den Hotelanlagen am Toten Meer, das David-Spa-Resort hat 298 Zimmer, alle sind belegt, die Rechnung zahlt Israels Regierung. Die Hotelgäste haben mitangesehen, wie ihre Partner, Kinder, Eltern massakriert, entführt, wie ihre Häuser angezündet, ihnen der Boden entrissen wurde. Viele bleiben in ihren Zimmern oder in der Lobby, sie trauen sich nicht nach draußen. Die Menschen sind dem Horror entkommen, aber die Bilder werden sie nicht los. Ihre Augen wirken abwesend, teilnahmslos. Niemand möchte hier in diesem Paradies sein. Aber sie können nicht nach Hause.

Avida Bachar, ausgewaschenes T-Shirt, kurze Hose, rollt zum Speisesaal. Auf seinem Schoß liegt ein Abpumpgerät, verbunden mit einer großen offenen Wunde am Bein. Den Ärzten hatte er damals gesagt: Kein Problem, nehmt mein rechtes Bein, gerne auch einen Zentimeter mehr, aber wehe, ich muss danach noch mal operiert werden, das würde ich nicht überleben. Ständig wird er angehalten, Nachbarinnen, Freunde aus Be'eri fallen ihm um den Hals, fragen, wie es ihm geht. „Mezujan“, sagt er und lächelt, wunderbar. Er setzt sich an einen Tisch, eine Freundin aus dem Kibbuz bringt ihm einen Teller mit Rührei, Tomatengurkensalat, Weißbrot. Bald sitzen fünf andere mit am Tisch, sie reden, worüber sie hier ständig reden, den Tod, das Massaker, über das Versagen von Armee und Geheimdienst. Avida Bachar ist der Einzige, der Sätze sagt wie diesen: „Chevre, Freunde, wir sind hier am tiefsten Punkt der Erde, von hier kann es doch nur noch bergauf gehen!“ Er spricht so schnell, als habe er keine Zeit zu verlieren. Er erzählt von einer Nachbarin, die auch im Hotel lebt, ihm nachts Nachrichten schreibt, weil sie nicht schlafen kann. Ihr Sohn ist am 7. Oktober erschossen worden. „Ich schreibe ihr: Dein Sohn, wie alt war er? 17? Dann schreibe ich: Versuch zu sagen: Danke für die 17 Jahre.“ Man kann sich abschotten, sagt er, in Trauer verfallen, „aber das hilft dir nicht, weiterzuleben“. Am Tisch schweigen sie, für einen Moment hört man nur das Klappern des Bestecks.

Es ist kurz vor elf Uhr, seine Tochter Hadar reagiert noch immer nicht auf Whatsapps. Oft verschläft sie das Frühstück, manchmal auch das Mittagsbuffet, das um 15 Uhr schließt. Sie haben jetzt hier am Toten Meer eine Schule eingerichtet für Jugendliche wie Hadar. Die Schule soll einen Rahmen schaffen, sagt eine Lehrerin, eine Art Alltag in einer Zeit, in der in Israel immer noch nichts alltäglich ist. Aber Hadar weigert sich, in die Schule zu gehen. Ihr Vater zwingt sie auch nicht. „Wer das erlebt hat, was meine Tochter erlebt hat, muss jetzt nicht Mathe lernen“, sagt er. Er habe immer versucht, darauf zu achten, was seinen Kindern gerade wichtig ist. Oft hat er seinen Sohn Carmel zum Surfen an den Strand nach Aschkelon gefahren, wenn die Wellen gut waren. Auch dann, wenn Schule war. „Hätte ich gewusst“, sagt Avida Bachar, „was mit ihm passiert, hätte ich ihn noch öfter ans Meer gefahren.“

Rund 200000 Menschen in Israel sind seit dem 7. Oktober Flüchtlinge im eigenen Land geworden. Menschen aus Städten und Gemeinschaftsdörfern, den Kibbuzim, nahe dem Gazastreifen. Auch aus Nordisrael sind Zehntausende evakuiert und ins Landesinnere umgesiedelt worden, weil die Hisbollah aus Libanon Raketen abfeuert.

Wie lebt man, wenn man einen Terrorangriff überlebt hat? Wie ist es, heimatlos in der eigenen Heimat zu sein? Wie sieht der Alltag aus, wenn einem alles, was bislang den Alltag ausgemacht hat, weggebombt, entrissen worden ist? Rund 1100 Menschen haben in Be’eri gelebt, 130 wurden getötet, viele auf bestialische Weise, mehr als 30 Menschen in den Gazastreifen entführt.

Wenn man Avida Bachar und seine Tochter Hadar eine Woche lang begleitet, sie im Exil am Toten Meer besucht und im Tel Aviver Krankenhaus Tel Haschomer, bekommt man eine Ahnung davon, welche Wunden der Krieg gerissen hat – aber auch, welche Kraft Menschen entwickeln können, von denen man annehmen sollte, dass ihnen für immer alle Kraft geraubt wurde. Zu den jungen Soldaten auf seiner Station,

denen man nach ihrem Einsatz im Gazastreifen Arme und Beine amputiert hat, sagt Avida Bachar, er sehe in einem halb leeren Glas ein halb volles. Er sagt diesen Satz auch der israelischen Fernsehreporterin, die mitten in einer Livesendung Tränen aus ihren Augen wischt, als er von seinem schwarzen Samstag erzählt und sie nicht glauben kann, dass da jemand nach vorne schaut, nicht zurück auf das Grauen.

Auch im Hotel verbreitet Avida Bachar Mut, Zuversicht, deshalb stürmen alle auf ihn zu, wenn er das Krankenhaus immer mal wieder für ein paar Tage verlassen und ins Hotel ans Tote Meer fahren darf. Zum Beispiel seine Kibbuznachbarin, die jetzt mit ihm im Speisesaal sitzt. Avida, Avida, sagt sie, steht auf, weil sie nicht mehr ruhig sitzen kann seit dem 7. Oktober, als man ihrem Mann in den Kopf geschossen hat. Das Bild hat sich in ihr eingebrannt, ihr Mann in ihren Armen, sein Blut an ihren Händen, die „verrückte Freude“ der Terroristen, die auf sie gewirkt hätten, als seien sie gerade aus dem Fitnessstudio gekommen, „wie auf Drogen“. Ständig ist Bachars Nachbarin seitdem in Bewegung, sitzen kann sie nicht, schlafen schon gar nicht. Wenn sie steht, wippt sie vor und zurück. Avida Bachar sagt, komm, lass dich umarmen, und sie beugt sich zu ihm runter, lässt sich umarmen von Bachars Armen, die zigfach genäht werden mussten.

Die Armee solle künftig in Be’eri Wachposten errichten, „sonst kehre ich nicht zurück“, sagt sie. Dann steht sie auf, geht ins dritte Untergeschoss, wo die Kibbuzrentner Backgammon spielen, Kinder mit Wasserfarben malen. Sie hat jetzt einen Termin mit einer Psychologin in einer Art Zelt. Neben dem Zelt hat ein Kibbuzbewohner eine Staffeln aufgebaut. Er malt Ölbilder von den Toten, von morgens bis abends.

Schutzraum, Kibbuz Be’eri

Das Feuer im Wohnzimmer heizt die Stahltür des Schutzraums auf, inzwischen ist es nachmittags, drei oder vier Uhr, da wird Atmen zur Qual, es ist unerträglich heiß, die Klimaanlage lässt sich nicht anstellen, im ganzen Kibbuz ist der Strom ausgefallen. Die



Familie ist durstig, hat Hunger, Carmel wimmert vor Schmerzen, die Mutter streichelt ihn, Hadar hat ihm mit Papas Gürtel den Arm abgebunden, erst im Sommer hat sie das in einem Kurs gelernt. In der Whatsapp-Gruppe des Kibbuz überschlagen sich die Meldungen. Die Hamas-Terroristen metzeln nieder, wen sie fassen können, mit Raketenwerfern, Panzerabwehrgranaten, Minen, Sturmgewehren, Messern. Sie schreien „Idbah al yahud“, „schlachtet die Juden“, machen nicht halt vor Schwangeren, nicht vor Alten, nicht vor Babys. In der Whatsapp-Gruppe fragen alle: Warum hilft uns niemand?

Damit die Terroristen sie nicht sprechen hören, hält Hadar ihren Kopf in einen Trolley, so telefoniert sie mit drei Handys gleichzeitig. Sie ruft die Hotline von Magen David Adom an, dem Roten Kreuz Israels, fragt, wie sie ihren Bruder und ihren Vater versorgen soll, lässt sich instruieren, wie man ein Tourniquet anlegt, um Blutungen zu stoppen. Sie flüstert, ruhig, gefasst, sie weint nicht. „Im Schutzraum war Hadar ein Superstar“, sagt ihr Vater, zwei Monate später, „fast schon beängstigend.“

Die Terroristen verlassen das brennende Haus, rennen zum Schutzraumfenster, werfen durch den Spalt, den Dana Bachar geöffnet hat, drei Handgranaten in den Raum. Durch die Explosionen fliegen Metallsplitter wie Geschosse in dem Raum umher, bohren tiefe Wunden in die Körper von Vater, Mutter, Sohn, Tochter. Dana Bachar sagt: „Das ist unser Ende.“ Hadar ruft ihrem Vater zu, Papa, schau, wie viel Blut du verlierst, der Vater sagt, das ist unwichtig, wir konzentrieren uns nur auf Carmel, der ist wichtig, nichts anderes. Hadar sagt, das waren keine richtigen Granaten. Ihr Vater fragt, wie kommst du darauf? Weil ich die Splitter mit der Hand aus den Beinen pulen kann, sagt Hadar. Hör sofort auf damit, sagt Avida Bachar, solange sie im Bein stecken, blutest du nicht, holst du sie raus, schießt das Blut raus.

Plötzlich kommen aus dem Fensterspalt zwei Schüsse, niemand hat den Gewehrlauf gesehen. Hadars Mutter schreit kurz auf, sagt: Ich spüre einen Druck in meiner Brust, ich kann nicht mehr atmen. Hadar ruft Magen David Adom an, man sagt ihr, sie solle ihre Mutter entkleiden, nach der Schusswunde suchen, aber sie findet sie

nicht. Ihre Mutter ahnt, dass sie sterben wird, beginnt, sich zu verabschieden, vom Mann, vom Sohn, von der Tochter, sagt, ich liebe euch. Hadar legt den Kopf ihrer Mutter auf ihren Schoß, säubert deren Gesicht von Ruß, Blut, Schweiß, weint, so leise wie möglich. Der Tochter sagt die Mutter, Hadar, mein Schatz, du brauchst mich nicht mehr reinigen, es ist aus mit mir. Eine Viertelstunde später ist Dana Bachar tot. Später, als ein Rettungssanitäter den Totenschein ausstellt, fragt Avida Bachar nach der Todesursache. Sie habe eine einzige Kugel abbekommen, sagt der Sanitäter, durch die Rippen, das habe Hadar nicht sehen können, ein kleines Loch, die Haut hat sich nach dem Einschuss sofort verschlossen, die Kugel habe ihre Lunge zerfetzt.

Als Dana Bachar stirbt, sagt der Vater zu seiner Tochter: Hadar, lass sie in Ruhe, Mama tut nichts mehr weh, nichts.

Durch das Fenster hören sie die Schreie der Terroristen, Avida Bachar legt den Körper seiner Frau auf den Boden. Der Rauch ist unerträglich, es ist nachmittags halb fünf, sein Sohn stöhnt vor Schmerzen, er merkt, dass er nicht mehr kann. Sie haben seinen Arm und sein Bein abgebunden, aber es hilft nichts, er hat zu viel Blut verloren. Aba, Papa, sagt Carmel, ich bin am Ende. Er hat einen letzten Wunsch: Beerdigt mich mit meinem Surfboard. Avida Bachar sagt, wie kommst du darauf, du machst mich verrückt. Ich bin nicht bereit, dich zu beerdigen, gleich kommt die Armee uns retten, halte durch, nur noch einen Moment. Dann sieht Hadar, wie Carmels Bauch aufhört, sich zu bewegen. Der Vater zieht seinen Sohn vom Sofa auf den Boden, legt ihn neben seine Mutter. Er sagt: „Hadar, hör zu, Carmel geht’s jetzt auch gut, ihm tut nichts mehr weh, wir sind übrig geblieben, wir konzentrieren uns jetzt auf uns. Wir leben.“

Dabei spürt er, dass auch ihn die Kräfte verlassen. Er nickt ein, kehrt für einen Moment zurück, ihm ist nach Schlafen, aber seine Tochter, die nicht schreien darf, flüstert mit ihm, über Stunden hinweg. Ein Sanitäter von Magen David Adom hat sie instruiert, ihr Vater dürfe ja nicht das Bewusstsein verlieren. Also tut sie, was man ihr sagt, das 13-jährige Mädchen, das noch nie einen Toten gesehen hat, das jetzt neben

zwei Toten sitzt, mit blutenden Beinen. Sie fleht ihren Vater an: „Papa, bitte verlass mich nicht, du darfst mich hier nicht allein lassen.“

Hotel David, Totes Meer

Sie haben überlegt, was am besten sei für Hadar, erzählt ihre Tante Carmit Sivan auf der Terrasse des Hotels, wo eine junge Frau am Nebentisch gerade einen medizinischen Joint raucht, die Angstzustände abmildern. Hadars Tante wohnt in Nordisrael, mit ihrem Mann und drei Kindern. Seit dem 8. Oktober ist sie nur bei Hadar, der Tochter ihrer getöteten Schwester. Im Hotel teilen sie sich ein Zimmer, sie fahren ins Krankenhaus zu Nachuntersuchungen, besuchen Hadars Papa. Am liebsten hätte die Tante ihre Nichte mit nach Nordisrael genommen, zu ihrer Familie, aber die Sozialarbeiterin und die Psychologin waren sich einig, dass Hadar am besten im Hotel aufgehoben ist, unter ihren Freundinnen, an diesem Niemandsort, wo sie nicht viel reden müssen über das, was sie durchgemacht haben. Auch Hadars Freundinnen haben die Hölle erlebt, waren in Schutzräumen, haben Leichen gesehen. Von manchen wurden die Eltern entführt.

Ein paar Tische weiter sitzen drei der Freundinnen, spielen Backgammon, checken ihre Handys. Sie seien viel auf Instagram, sagt die Tante, manchmal bis morgens um drei, schlafen bis mittags, lackieren sich die Nägel, legen Make-up auf, reden darüber, wie man Pickel loswird. Hadar schaut auf dem Handy Folge um Folge ihrer Lieblings-Backshow. Niemand ist Hadar im Moment näher als die Tante, doch „Hadar redet nicht, auch nicht mit mir, sie schweigt, sie zeigt ihre Gefühle nicht, sie weint nicht, sie unterdrückt ihre Gefühle“, sagt sie. Hadar versuche, so haben ihr das die Psychologen erklärt, sich von dem, was sie erlebt hat, zu dissoziieren, „als hätte sie es nicht selbst erlebt, das ist ihr Überlebensmodus“.

Hadar, warme braune Augen, die Haare immer hochgesteckt, ist zu einem Interview bereit, aber nur hier, am Backgammontisch, sagt sie, bei ihren Freundinnen. Einen Alltag habe sie nicht, sagt Hadar, und es fällt auf, dass sie genauso schnell redet wie ihr Vater, Silben verschluckt. „Ich stehe auf, esse, bin mit meinen Freundinnen, wir essen, dann gehe ich wieder schlafen.“ Der 7. Oktober sei „ein verfluchter Tag“, sagt sie, mit rauchiger Stimme und einem Blick, der das Weite sucht, hier auf der Terrasse, wo sie alle sitzen, wenn ihnen das Hotelzimmer zu eng wird. „Ich erinnere mich nicht gern daran, was war.“ Sie lächelt dabei und sagt, ihre Mutter hätte gewollt, dass sie nicht aufhört zu lächeln. „Sie wollte immer, dass ich optimistisch bleibe.“

Vor ein paar Tagen wurde für die Flüchtlinge ein Freizeitpark in der Nähe des Hotels eröffnet, mit Hüpfburgen, Open-Air-Kino, Fitnessparcours. Die Freundinnen waren noch nicht dort. Am Abend zuvor haben die Kibbuzmitglieder in der Hotellobby beschlossen, dass sie im Frühjahr übergangsweise in einen anderen Kibbuz bei Be’er Scheva umziehen werden.

Kibbuz Be’eri, 1946 gegründet, war bis zum 7. Oktober eine heile Welt, eine fast heile. An die Sirenen und die Raketen aus dem Gazastreifen hatten sich die Menschen gewöhnt. Be’eri liegt so nah am Gazastreifen, dass man oft den Muezzin hören kann. Viele wollten hier hinziehen, obwohl man nie vergessen konnte, wo Be’eri liegt.

Etwa 270 Kibbuzim gibt es noch in Israel, früher waren es ausschließlich sozialistisch orientierte Landwirtschaftskommunen, in denen gemeinschaftlich gelebt und gearbeitet wurde und alle den gleichen Lohn erhalten haben, egal, ob sie in der Wäscherei oder in der Verwaltung gearbeitet haben. In Be’eri arbeiten viele Menschen in der kibbuzeigenen Druckerei, fast jeder Führerschein in Israel stammt von hier, fast jede Kreditkarte. Avida Bachar hatte dort jahrelang seinen Job, bevor er die Leitung der Landwirtschaftsabteilung übernahm. 38 Menschen arbeiten für ihn, auf den Kartoffelfeldern, in den Avocado-Hainen, zwischen den Orangenbäumen. Auch zwei Männer aus dem Gazastreifen hätten für den Kibbuz gearbeitet, erzählt er. Eines Tages

kamen sie nicht mehr, weil die Hamas ihnen vorwarf, sie würden für den Feind arbeiten. Als Avida Bachar davon erfuhr, sorgte er dafür, dass dem Vater und dem Sohn monatlich Geld nach Gaza überwiesen wurde. Einige Menschen aus Be'eri haben schwer kranke Palästinenser aus dem Gazastreifen ins israelische Krankenhaus Tel Haschomer gefahren, wo Avida Bachar in diesen Tagen behandelt wird, viele andere im Kibbuz haben für die Zweistaatenlösung gekämpft und gegen die jetzige rechtsextreme Regierung demonstriert.

Und jetzt? Die junge Hadar vermeidet Augenkontakt, sagt: „Wir wollen alle zurück nach Be'eri, aber nur, wenn die Hamas nicht mehr da ist.“ Ihre Freundinnen nicken.

Auf der Terrasse reden auch die Erwachsenen über „ha mazav“, die Lage im Moment. Ob es also richtig sei, den Gazastreifen dem Erdboden gleichzumachen, ob man eine Ideologie mit Bomben auslöschen könne und warum verdammt noch mal am 7. Oktober die Armee und der Geheimdienst so versagt haben. Avida Bachar sagt, und seine Stimme überschlägt sich dabei: „Ich möchte, dass nicht ein Mensch im Gazastreifen weiterlebt, der uns Juden auslöschen möchte, sonst haben wir in einem Jahr dasselbe Problem wieder.“ Europa und die USA sollten Gaza wieder aufbauen, „ich will, dass die Menschen im Gazastreifen Hotels bauen, Schulen, Wasserkraftwerke, und nicht Tunnel, in denen Waffen lagern“. Alle nicken. Kein Land auf dieser Welt wäre bereit, sagt er, es hinzunehmen, dass man Raketen auf es abfeuert. Nie, sagt er, habe er so gedacht, so geredet. „Ich bin Kibbuznik, also links.“ Bis zum 6. Oktober habe er gedacht: Wenn wir ihnen Geld geben, geben wir ihnen Hoffnung, dass sie etwas aufbauen können, dann geht es ihnen gut und uns, und wir können zusammen in Frieden leben. Aber diese Hoffnung, sagt er, „ist explodiert“.

Schutzraum, Kibbuz Be'eri

Natürlich lasse ich dich nicht allein, Hadar, mein Schatz, meine Heldin, sagt Avida Bachar, natürlich nicht. Sie sagt: Aber schau dich an, du blutest. Ihr Vater sagt: Ach das, das sind nur kleine Verletzungen, mach dir keine Sorgen. „Die Wahrheit war“, sagt Avida Bachar heute, zwei Monate später, „in diesem Moment fühlte ich, dass ich am Ende war, dass alle Kräfte mich verließen.“

Mit flüsternder Stimme spricht Hadar eine Nachricht in die Kibbuz-Whatsapp-Gruppe, es ist nach 18 Uhr. „Kommt endlich uns helfen, sie haben unser Haus gesprengt, Mama und Carmel liegen tot neben uns, Papa ist auch fast schon tot, ich möchte nicht sterben, kommt endlich, kommt endlich in unser Haus, wir brauchen Rettung, warum kommt niemand?“ Eine Stunde später liest sie, die Armee sei im Kibbuz.

Vater und Tochter hören Schüsse, Explosionen, und dann, zum ersten Mal nach fast zwölf Stunden, hebräisch sprechende Stimmen. Hadar sagt, Papa, das ist nicht echt, der Dialekt, die führen uns in die Irre. In diesem Moment schaut der Kopf eines israelischen Soldaten durch das Bunkerfenster.

Krankenhaus Tel Haschomer, Tel Aviv

Ein Dienstagmittag im Krankenhaus Tel Haschomer in Tel Aviv. Im Rehabilitationsflügel liegen Soldatinnen und Soldaten, die im Gazastreifen oder am 7. Oktober in einem der Kibbuzim schwer verletzt wurden. Arme, Beine, Füße, Hände mussten ihnen amputiert werden, hier lernen sie, wie sie damit im Alltag zurechtkommen. Eine Lichterkette hängt im Garten vor den Erdgeschosszimmern, überall kleben „Wir werden gewinnen“-Aufkleber mit Israels Fahne. Wer in Tel Haschomer ein Erdgeschosszimmer hat, sitzt auf der Terrasse vor den Krankenzimmern, mit Eltern, Geschwistern, Ehepartnern, sie essen Hummus, Falafel, belegte Sandwiches, Kuchen.



Avida Bachar wurde vom Toten Meer hierhergebracht, gleich werden seine Verbände gewechselt, die nach zwei Monaten noch immer blutenden Wunden versorgt. Seine Krankenhaustage sind eng getaktet, Bauchmuskelübungen, Psychotherapie, Physio. Gleich kommen Hadar, ihre Tante und die Großeltern auf Besuch. Sie haben verabredet, dass sie Sushi essen gehen, Avida Bachar hasst die Krankenhausmahlzeiten.

Er schaut auf das große Foto, das er auf den Tisch neben sein Bett gestellt hat. Fröhlich, wenn um ihn herum alle noch schlafen, gilt ihm sein erster Blick. Es zeigt Hadars Bat-Mizwa, sie im langen hellblauen Kleid, getragen vom Vater, von den drei Brüdern, von ihrer Mutter. Dann trauert er, sagt er, weint, „aber nach einer Stunde ist Schluss“. Er blicke nur nach vorne, nie zurück. „Ich gebe mir so selbst Hoffnung“, sagt er, als die Krankenschwester kommt, Fieber misst und Blutdruck. „Ich danke meinem Sohn, dass ich ihn 15 Jahre begleiten durfte. Und ich danke meiner Frau, dass ich 32 Jahre lang mit ihr zusammen war, das ist nicht selbstverständlich.“

Seine Lippen zittern, als er von Dana erzählt, von der Vergangenheit, die nicht zurückzuholen ist, von der Zukunft. „Ich heirate auch wieder, natürlich! Dana hätte das auch gewollt. Wer dich liebt, möchte, dass es dir gut geht.“

Er zeigt ein Bild auf seinem Handy, man sieht Carmel, huckepack getragen von seiner Mutter im Speisesaal des Kibbuz.

Und dann zeigt er einen Film am Handy, der erahnen lässt, welche Vernichtungswut die Terroristen hatten. Man sieht die zerschossene Stahlschutztür, das zerschossene Fenster, Blut am Boden, Blut auf dem Sofa, verrußte Wände, überall Einschusslöcher.



Einmal ist Bachar zurückgekehrt in sein Haus, seinen Laptop hat er mitgenommen und das Foto von der Bat-Mizwa. Ratten seien im Kibbuz herumgelaufen, es habe nach Leichen gestunken und nach Kadavern von Hunden und anderen Tieren. Mitgenommen hat er auch ein Surfbrett von Carmel. Jemand hat die Gesichter von Carmel und Dana draufgemalt. Sein Handy klingelt, ah, ihr seid schon da? Schnell rutscht er vom Bett in den Rollstuhl, fährt auf die Terrasse, zwei israelische Berühmtheiten kommen ihn besuchen, spontan, weil sie ein Interview mit ihm gesehen haben.

Er, Comedian, und sie, Fernsehmoderatorin und Model, umarmen Avida Bachar, setzen sich zu ihm an den Terrassentisch, fragen: Sag mal, wie schaffst du das, zu lächeln, wenn du doch eigentlich weinen müsstest? Ich traure nicht, sagt Avida Bachar. „Wenn jemand stirbt, den du geliebt hast, bist du nicht traurig, du hast einfach nur Sehnsucht nach diesem Menschen.“ Er erzählt von Dana, seiner Frau, der Kindergärtnerin. Es habe kein Kind im Kibbuz gegeben, das sie nicht gekannt hat, kein Kind, das sie nicht im Speisesaal des Kibbuz begrüßt hat. Er wischt sich Tränen aus den Augen, sagt, er könne die Zeit nicht zurückdrehen. Er habe einen Freund, dessen Eltern geköpft wurden. Der Freund schaffe es morgens nicht mehr aus dem Bett. „Ich sage dem: Den Tod kannst du nicht rückgängig machen. Das Leben ist stärker als alles andere. Traurig sein bringt nichts.“

Plötzlich ertönen Sirenen, Raketenalarm. Alle stehen auf, wer im Rollstuhl sitzt, wird ins Gebäude gefahren. Einer fragt, wie lange haben die hier in Tel Aviv, um bei einem Raketenalarm in einen Schutzraum zu eilen? 90 Sekunden? In Be’eri haben sie gerade mal sieben. Das ist ja ein Spaziergang hier. Avida Bachar sagt, nach 60 Tagen können die immer noch Raketen abfeuern, „unglaublich!“ Im Krankenhausflur sagt der Comedian, dass ihn jetzt die Leute fragten, wie es ihm geht, weil er doch seit zwei Monaten schon keine Show mehr hatte, niemand will jetzt lachen. „Meine Kinder sind gesund, mein Mann auch, und ich soll mich beklagen?“ Er sagt, er wolle jetzt demnächst mal im Krankenhaus auftreten, den Verwundeten seine Zeit schenken.

Hadar kommt mit ihrer Großmutter ins Krankenzimmer, die Haare hochgesteckt, auf ihrem Kapuzenpulli das Yin- und Yang-Symbol für das Helle und das Dunkle. Sie war gerade zur Nachuntersuchung in der Chirurgie, alles verheilt bestens, haben sie ihr gesagt.

Avida Bachars Mutter Avigail, 78, setzt sich auf die Terrasse, schaut in den Himmel, ein Wolkenbruch. Sie liebt den Regen. Ihr eigenes Haus ist am 7. Oktober verschont geblieben, sie hatten Glück. Ihre Enkelin redet mit ihr über die zwölf Stunden im Schutzraum, „als würde sie von einem Strandausflug erzählen“. Irgendwann werde sie sicher zusammenbrechen, „oder ist sie wirklich so stark?“ Sie habe mit der Psychologin geredet, die habe sie gefragt: Aus welchem Material ist Hadar gemacht? Von wem sie das habe? Die Großmutter streicht sich die langen Haare aus dem Gesicht, sagt, sie habe seit dem schwarzen Samstag auch nicht vor ihren Kindern oder Enkelkindern geweint. „Ich breche vor ihnen nicht zusammen, auch nicht vor Hadar. Aber wenn ich in meinem Hotelzimmer bin, setze ich mich auf einen Stuhl und weine und schreie.“ Vielleicht, sagt sie, „weint Hadar allein, ohne uns“.

Schutzraum, Kibbuz Be’eri

Hadar sieht, wie die Sanitäter ihren Vater beatmen, Infusionen legen, Spritzen geben, wie sie ihn abtransportieren. Später wird auch sie in einem Notarztwagen ins Krankenhaus nach Soroka gefahren.

Bis ihre Tante kommt, kümmert sich um Hadar eine Frau, die sie fragt, ob sie sie berühren darf, ob sie möchte, dass sie bei ihr ist. Die Frau arbeitet seit 16 Jahren in Krankenhäusern, verkleidet als Clown, sie weiß: Ein Kind, das wie Hadar die Ermordung ihrer Mutter und ihres Bruders mitangesehen hat, dessen Haus niedergebrannt wurde, das selbst schwer verletzt ist an den Beinen durch

Granatensplitter, muss als Erstes wieder das Gefühl bekommen, selbst entscheiden zu dürfen. Das Mädchen sagt, ja, du darfst mich begleiten. Die Frau stellt fest, dass Hadar kaum atmet, fragt, darf ich mit dir Atemübungen machen? Am zweiten Tag sagt Hadar: „Ich vermisse Mama.“

Zwei Wochen lang liegt Hadar auf der Intensivstation im Krankenhaus der Wüstenstadt Be’er Scheva. Ihr Vater wird beatmet, sein Zustand bessert sich langsam. Die Nächte sind am schlimmsten für Hadar. Sie möchte auf keinen Fall allein sein, bittet ihre zwei älteren Brüder Rotem und Nofar, sich zu ihr zu legen ins schmale Krankenhausbett. Rotem war gerade in Indien, als er vom Massaker erfuhr, Nofar ist Soldat und war am 7. Oktober im Westjordanland. Nach dem Massaker sind sie zu ihrem Vater und ihrer Schwester zurückgekehrt. Zwei Wochen lang wechseln sich die Brüder ab, nachts liegt immer einer von ihnen neben ihrer kleinen Schwester.

Avida Bachar bestand darauf, seine Frau und seinen Sohn in Be’eri beerdigen zu lassen, aber der Kibbuz ist zwei Wochen nach dem Massaker noch militärisches Sperrgebiet. Der Kibbuzchef redet auf Bachar ein, Avida, wenn du darauf bestehst, okay, dann setze ich das durch, aber dann dürfen nur zehn Leute dabei sein, wegen der Raketen. Sie haben die beiden dann an einem anderen Ort beerdigt, vorübergehend.

Auf einem Film sieht man, wie der Sarg von Carmel in den Boden hinabgelassen wird. Darauf liegt sein Surfbrett.

Hotel David, Totes Meer

Avraham Bachar, 78, Avida Bachars Vater, sitzt in der Lobby des David-Hotels, schwarzes Polohemd, schwarze Hose, seit dem 7. Oktober trägt er nur noch Schwarz. Niemand kennt ihn unter seinem Vornamen, alle nennen ihn nur „Chico“, diesen Spitznamen haben sie ihm in den Fünfzigerjahren in Be’eri gegeben, weil er kleiner war

als all die anderen. Vierzig Jahre lang hat er in Be'eri im Stall gearbeitet, mit den Kühen, hat Pferde gezüchtet, Hunde, und in letzter Zeit Tauben.

Er setzt sich auf die Terrasse, erzählt vom Vorabend. Auf einem großen Bildschirm waren zwei Kibbuzmitglieder via Zoom ins Hotel zugeschaltet worden, eine Mutter und ihre Tochter, sie waren in den Gazastreifen entführt und nun freigelassen worden. Es habe Applaus gegen, viele Tränen seien geflossen, was genau die beiden im Tunnel erlebt haben, wollten sie nicht sagen. Noch immer sind zehn Mitglieder des Kibbuz im Gazastreifen. Jeder Tag dort sei „ein Tag zu viel“, sagt Chico. Die Frage, wie Israel umgehen soll mit den rund 130 israelischen Bürgern und Bürgerinnen, die immer noch im Gazastreifen als Geiseln gehalten wurden, spalte auch die Menschen von Be'eri. Der Gründungsmythos Israels sei das Versprechen, jeden Israeli zu schützen, koste es, was es wolle. Manche sind für eine Waffenruhe und Verhandlungen mit der Hamas, andere für eine Fortsetzung der Bombardierungen, durch die Tausende Palästinenser ums Leben gekommen sind. Und er?

Alle Kriege hat er mitgemacht, sagt er, Unabhängigkeitskrieg, Jom Kippur, Sechstagekrieg, den Abnutzungskrieg um die Halbinsel Sinai, Irakkrieg. Aber „so ein grausames Abschlachten“ wie am 7. Oktober habe er nie erlebt. Die Hamas müsse zerstört werden, darin seien sich alle im Kibbuz einig. Israel könne den Gazastreifen nicht regieren, Hamas oder Fatah aber auch nicht, denn „die feiern den Tod, wir das Leben. Die verteilen Süßigkeiten, wenn sie Juden umbringen“.

Wie die Zukunft aussehe, wisse er nicht, wisse auch „diese rechte Regierung“ nicht. Was er weiß: „Wir werden aufstehen und Be'eri wieder aufbauen, wir haben keine andere Wahl.“

Seit ein paar Tagen geht Hadar nicht mehr so spät ins Bett, sie muss jetzt früh aufstehen. Sie hat einen Job gefunden im Hotel. Sie arbeitet in der Tinokia, der



REPORTER:INNEN
forum

Hotelkita für Kleinkinder. Hilft Kindern beim Einschlafen, isst und spielt mit ihnen, tröstet Kinder, wenn sie weinen.

An ihrem ersten Tag in der Hotelkita kam ein Dreijähriger auf sie zugerannt und hat sie gefragt, wo Dana sei? Hadar hat nichts gesagt in diesem Moment. Sie hat den Jungen umarmt, ganz lange, ganz fest. So wie ihre Mutter es gemacht hätte.